

# Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 12 — Sonntag, den 21. März 1957

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

## Ich klopfe an.....

Die Geschichte eines erzgebirgischen Konfirmanden

Palmsonntagsglocken klangen über Berg und Tal unserer erzgebirgischen Heimat. Pfarrer und Kirchengemeindevorsteher hatten dem feierlichen Zug der Konfirmanden von der Schule her zur Dorfkirche das Geleit gegeben. Ein Sonnenstrahl huschte durch die bunten Kirchenfenster, als die Jugend des Dorfes ins Gotteshaus einzog und dieser Sonnenstrahl traf just auf das Altarbild, dessen Widrigkeit wir heute nebenstehend bringen und welches das Dorfkirchlein zierte. Christus steht vor der Tür und klopft an! Gar manches Mal hatten die erzgebirgischen Bauern und Dorfbesitzer vor diesem Bild ihrer Heimatkirche gestanden. Wenn der Ortspfarrer seine Predigt hielt, dann war es, als wollte er auch anklopfen an die oft verschlossenen Türen seiner erzgebirgischen Gemeindeglieder und wie freute er sich, wenn es ihm gelungen war, durch sein Wort dem Heiland Eingang zu verschaffen bei dem und jenem Gemeindeglied. Er kannte sie alle seine Dorfbewohner und er hatte sie alle gleich lieb. Jahrzehnte amtierte er nun schon in derselben Gemeinde und hatte Freud und Leid in den Familien mit erlebt. Seine Dorfbewohner waren ihm ans Herz gewachsen und sie verstanden ihn auch, weil er kein welfremder Mann war, wie so viele, die mit ihrer Gelehrsamkeit allein bleiben wollen. Er ging zu den Bauern und Dörslern ins Haus, sah mit den Leuten auch einmal am Stammtisch im Gasthof zusammen, da erzählten sie ihm so vieles und der Pfarrer lernte die Not und Sorgen jedes einzelnen so recht kennen. Deshalb wußte er sie auch zu nehmen, einen jeden nach seiner erzgebirgischen Art. Nun war Palmsonntag heute. Das kleine Kirchlein war gefüllt bis auf den letzten Platz. Das war kein Wunder, denn nicht nur die jungen Konfirmanden mit ihren Eltern und Vätern waren gekommen, sondern der Pfarrer hatte auch die Altkonfirmanden — die 25- und den kleinen Rest der 50-Jahr-Jubelkonfirmanden zur Einsegnung geladen. Unter diesen wenigen goldenen Konfirmanden war auch der „Spätorbel-Frieder“ erschienen.

Sie kannten ihn alle im Ort. Er war ein rechtschaffener Mann, der sich und seine Frau mit seiner Hände Arbeit trotz des hohen Alters mühselig und kümmerlich ernährte, denn der Handel mit den „Spätorbeln“ wurde immer schwerer. So blühsauer auch die Ware war, die der Frieder mit

seiner Frau fertigte. Oben am Wald hatte er ein kleines Häufel, das war von seinem Vater ererbt. Wenn er nun mit seinem Tragkorb von dort durch den Wald zog und im „Frühgahr“ wieder „de Starle“ pfliffen, hat auch der alte Frieder „sei Viedel agestimmt“: „Jech ho a Heißl, 's is ganz kaa, un in dan Heißl wohnt mei Fraa, drei Maad, fünf Gunge, e Katz un iech, un hinten in Stalle do hängt mei Zieg'. Inu ja, i nusse ja“ — es war schon so bei ihm, wie's der Toler-Hans-Tonel in seinem Viedel vom alten „Hannelsmaa dröhln tat“. Die ganze Woche war er nun wieder gelaufen, weit „nunner“ bis nach Chemnitz, war er „komme“ und schlecht war's „gegangen“ mit dem „Hannel“. Die Leute machten wohl die Tür auf, wenn er klingelte oder klopfte, aber wenn sie den langen Frieder mit seiner großen Hude voll „Spätorbeln“ erblickten, erschrakten sie sichtlich und ließen die Tür gleich wieder ins Schloß fallen. Kein Mensch hatte Geld für ihn und dabei waren die „Spätorbeln“



doch zu allem zu gebrauchen. Die Hausfrauen konnten ihre Wäscheklammern hineinlegen, auch zum Einkaufen waren sie ganz gut zu gebrauchen — das alles wollte der Frieder ihnen erzählen, aber sie ließen ihn gar nicht zu Wort kommen und warfen ihm einfach die Tür vor der Nase zu. Wie weh das tat. Die Menschen hatten kein Herz. Was wußten sie von seiner erzgebirgischen Armut, die er in seinem Bergdorf an der Grenze führte, was wußten sie von seiner kranken Frau, der „Klöppel-Marie“, wie sie im Dorf hieß, weil sie so fleißig in ihrem Leben geklöppelt hatte, um ihrem Frieder neben den „Spätorbeln“ noch eine andere Ware zum Anbieten mit auf den Weg zu geben. Nun waren ihre fleißigen Hände müde und gichtig geworden. Die Klöppel-Marie war alt geworden und ihr Frie-

der dazu. „De Määd un de Gunge“, die ihnen der Herrgott geschenkt hatte, waren draußen in der Welt und kämpften auch um ihren Platz. Der „Frieder“ und die Marie“ waren wieder allein und just heute war es nun 50 Jahre, daß der Frieder in seiner Heimatkirche konfirmiert worden war. Eine lange Zeit lag dazwischen und er hatte nun an sich selbst erfahren, wie hart das Leben einen anpackt. Der Pfarrer hielt die Predigt und andächtig lauschte der Frieder, was der geistliche Herr den Jungen und Mädels mahnend ans Herz legte. Das Altarbild gab ihm den Stoff zu seiner Predigt: „Heute klopft der Heiland an eure junge Herzenstür“, so mahnte er „macht ihm auf, heute und immerdar in eurem Leben. Siehe er steht vor der Tür!“ Da fiel es dem Frieder ein wie oft auch er an der Tür seiner Mitmenschen gestanden hat und wie man ihm eben oft nicht aufgemacht oder die Tür gleich wieder zugeschlagen hat. Sie hatten doch kein Herz, die Menschen, was hilft das Klopfen? Ob es dem Heiland wohl auch so geht, wenn er vor der Tür der Menschen steht? So dachte der Frieder bei sich und just in diese Gedanken hinein klang ein Wort des Pfarrers im Verlauf seiner Predigt: „Was du aber deinem Bruder tust, das hast du mir getan, spricht der Herr!“

Danach also wollte Gott richten, richten so, wie wir Menschen zueinander gewesen sind! Ach, wieviele mühten sich da Gewissensbisse machen, daß sie dem armen Frieder von der Tür gewiesen und ihm und seiner „Klippel-Marie“ nicht aus der Not geholfen hatten. Wie oft hatte er angeknöpft und wie selten

war ihm aufgetan worden! Da fiel dem Frieder der Schlussvers seines Wanderliedleins ein: „An 's liebe Bab'n, war'sch racht betracht, dos is ä Hannel Tog un Nacht, un kimmt emol dr Sansnmaa, nochert gieht dr letzte Hannel ah, i nusse ja“. Ja, ja, wenn's einmal klopfen wird an der Tür und der Sensesmann steht draußen, da werden sie auch die Tür zugeschlagen wollen vor Schreck, so dachte der Frieder, aber es wird ihnen nichts nützen, der „Hannelsmah“ wird nicht von der Tür gehen, bevor nicht der Löseschein vorgelegt wird. „Euer Konfirmationschein“, so lautete in diesem Augenblick die Predigt des Pfarrers, „aber wird der Löseschein sein. Christus hat euch durch seinen Kreuzestod teuer erkauft vom Tod und von der Sünde. Vor euch liegt das Leben und in mancherlei Weise wird Christus an eures Herzens Tür klopfen. Daß ihr ihm immer eures Herzens Tür öffnet, so oft euer Herz klopft als die Stimme eures Gewissens, das euch in seine Arme treibt, damit ihr nicht verloren werdet, sondern durch ihn das Leben habet!“ Andächtig hatten die jungen und die alten Konfirmanden der Predigt gelauscht und mit ihnen kniete der Frieder jetzt nieder, um den Segen zu empfangen. Er verstand jetzt die Predigt des Altarbildes in seiner erzgebirgischen Heimatkirche: „Ich klopfe an...“ Nicht vergebens sollte er anklopfen, der liebe Heiland, bei ihm nicht, denn er, der Frieder, wußte es ja, wie meh es tut, vor verschlossener Tür zu stehen. Christus klopfte an und der Frieder hatte ihm aufgetan. S. Sdl.

## Nooch 'n Feiertag Dr Gungdfahler

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Nooch fuzig Bahrn loss dr Kaller-Anton zum erstenmal wieder de altn, liebn Strohn durch sen Hamitsort. Seine Gedankn warn ernst un schwer. Ueberol wu r hiegedet, soog er noch die Flackle, wu ar als Gung mit sen Schulkameradn gespielt hot; soog de Bargle, wu ar mit de Holzpantoffeln Schneeschuh gefahren odr mit'n „Rumpelkaste“ übr de eisign Obtschög drübrwag geflitzt is — o du gelüchliche Rinnerzeit! A an dan Heisel is ar orbeikomme, wu ne sei Mutter hot is Redn gelehrt. wu sei Vater in dr Weihnachtszeit bis tief nei in dr Nacht an dr Kripp gebastelt hot; unwillkürlich blieb ar stiehe un gedacht all dar Liebn, die ihe drubn off'n Friedhof logn. In dos innewennig Reigudn tat off emol e Glöckel Klinge, dos durch dos ohmdstille Tal hall un freidig zittret. Do stuget dr Anton, redet ne Kopp in de Höh un soog ubn off'n Barg de Räch, wu muntr off'n Turm de Glockn rübr- un nübirschwange. 's war, als tätn se virn hämgehrtn Kaller-Anton e Gebat nauf zun Himmel schicken. Wie von enor innerlichn Macht getrieben, stieg dr Heimkehrer ne Barg zen Rächhus nauf. Off'n Meierle sehet ar sich nieder un horchet a'dachtig dan Geseit zu. Dodrbei wanertn seine Gedankn zerück in die Zeit, wu ne dos grüße Pächben Spahnschießn gepassiert war, noch heite log ne dar Schrei von senn Schulkamerad in de Ohrn, o du grüßmachtigs Ugelüch. Obwuhl de Stell als Schmied vir ne ben Freund-Oskar schie ausgemacht war, tat's sei Vater net annerich, dar „bieße“ Gung mußt in de Fremd ze en straffn Määster in dr Lehr — un in kam's, doß dr Anton am dritten Usterfeiertog sei liebes Hamitsdorf vrlaschn un ganz gegn sen'n Willn in Lommahsch Gärtner lerne mußt. Nie hot ar in dr Lehr sei Hämweh vrhamelt — obr ah sen'n Vater konnt dr Anton dos agetane Herzelsäd net verzeihe — un hot sich nimmer drhäm sahe lossn. Nooch dr Lehrzeit is dr Anton off dr Wannerschaft gange un von Hamburg aus mit'n Schiff nüber nooch Amerika. Hart hot ne do 's Schicksal agepackt, ober mit Gottvertraue is ar übr alle Unahmlichkättn waggeklettert un hot mit eisernen Fleiß sich e Farm aufgebaut. Die ne später ze en reichn Maa machet. Obr trotz sen Wußstand hot sei Herz, dos lister ze schweian gelernt hatt, net Ruh ge-

halten, 's wollt de Hamit wieder sahe un Vergaltung für en Gungdfahler übn, dar ne domols aus dr Hamit fortgetriebn hot.

De Glockn war'n schie alleweil orklunge, ober dr Anton soh noch immer off'n Rächhusmeierle un sumpelleret vir sich hie. Dr Bah-Schuster-Glöckner hatt sei Turmtür zugeschlossen un wollt nu drübn nei in de Pfarr, do soog ar dan fremdn Maa sitzen, loss off ne zu un fröget: „Fahlt Ihne ewos! Se könne wuhl nimmer söder?“ — Do stuget dr Anton, guket dan Glöckner gruß aa un saht sachte: „Rein, mein Lieber, aber — ich bin so glücklich, wieder in meiner Heimat sein zu dürfen!“ — „Wos, de bist e Ortskind? Wie hääßt de da?“ — „Ich heiße Kaller-Anton und verließ vor fünfzig Jahren meinen Heimatsort.“ — „Kaller-Anton —? Ach, do bist de wuhl von Tisch-Christians äner — wuhl dar domols —“. — „Jawohl, der bin ich“, schnitt dr Fremde ne Bah-Schuster de Red ab. — „Nu, do kaste gelei morgn miet zr Eisegning in de Räch gibe, bei uns is namlisch seit paar Bahrn mode, doß de fuziggahretn Konfirmanden am Palmsunntig 's zwätamol eiegesegnt warn, 's sei're ja nimmer drhausen, e gruß Täl is drou schie gestorbn; ober an dir hätt niemand meh' gedacht.“ — „Labt der Riemer-Karl noch?“ frug dodrauf dr Anton ne Bah-Schuster, dar drwidret: „Ja, dar labt noch. 'r wuhnt im alten Hutschnreiter-Haus un hot viel Herzelsäd durchgemacht, seine zwä Rinner sei ne waggestorb'n, ah emol abgebrannt is 'r, un ihe is 'r eitel mit'n Reißn geplogt!“ — „So, den werde ich einmal aussuchen, und davon wirts abhängen, ob ich morgen noch hier bin!“ Mit derbn Handschlag schieden die beedn Manner vonenaner.

Unnerwags trof dr Anton e Hausn Leit, die mit Blumelöck un Koffern vom Bahnhof kame, weil se von ihrn Potnkinnern durch'n D'batbrief zur Konfirmation eingeloden worn warn. In su 'ner Tschau Leit fröget dr Anton freindlich nei, wu dr Riemer-Karl wuhnet, un übereifrig drkläretn gelei' zwä Weibsen, doß dr Karl dr Stroß hinner, rachter Hand, im äns, zwä — siebntn Haus wuhne tät. Dr Anton bedanket sich un nooch fünf Minutn war ar vir'n Hutschnreiter-Haus, machet de Tür auf un stand drauf im Hausflur, wu gerode ne Fraa mit'n Eimer am Wasserhah' trot, die dr Anton nooch'n Riemer-Karl seiner Stubntür fröget. „Gerode ehinner!“ saht dos Weibsen un wunnret sich gar soot über dan fremdn Besuch. Off'n U'pochn kam e halles „Herein!“, worauf dr Kaller-Anton bei sen'n besten Schulkameradn eitrot. De Riemer-Christel hatt ne Schöfenrod in dr Rach, während dr Karl mit dr Plätt e Fall in dr schwarzn Breittigamshul' neibüalet. „Wos vrschafft mir de Ehr?“ fröget dr Karl dan fremdn Maa; dar oder machet er

(Fortsetzung siehe Seite 7.)

# Der junge Schornsteinfeger

Von Hans Siegert.

Ostern war in Sicht. Eine ernste Zeit für Eltern, denen die Schule Söhne und Töchter zurückgibt zur weiteren Hege und Pflege. In Tellerhäuser droben im höchsten Erzgebirge kannte man derartige Sorgen nicht. Wenn der Knabe die Schulbank verlassen hatte, dann ging er mit seinem Vater „in den Wald“. Er schloß sich einem der „Hämmer“ an und verrichtete nun, gleich seinen Vorfahren, die zwar wenig lohnende, aber gesunde Waldarbeit. Es gab nicht viel zu lernen, und die paar Kunstgriffe, wie der Baum vorchriftsmäßig zu fällen, wie die Holzstöße einzuschlagen, wie Pflanzgärten anzulegen waren, das hatte man den Alten bald abgeguckt, und so verdienten die jungen Waldarbeiter schon Geld, wenn andere gleichaltrige Knaben noch lange Lehrgeld zu zahlen hatten. Aber es kam doch einmal eine Zeit, daß auf dem zuständigen Revier keine weiteren Arbeitskräfte eingestellt werden konnten. Und das war zu der Zeit, als des wackeren Berg-Ferdinands erster Sohn „aus der Schule kam“. Da klopfte zum erstenmal die Sorge an das Herz der Eltern: Was soll mit dem Jungen werden? Wurde er nicht im Walde gebraucht, so war seines Bleibens auch nicht im Dorfe. Denn Handwerker, die einen Lehrling gebraucht hätten, gab es im Orte nicht. Aber wohin nun? Und was? Da befann sich Hermanns Mutter, das grundehrliche Ridel, daß von ihr in der fernen Stadt Leipzig ein Verwandter lebte, der als Schornsteinfeger recht und schlecht sein Brot verdiente. Ja, die alte Borten-Hanne, die regelmäßig die große Messe besuchte und dabei auch öfter bei dem Herrn Schornsteinfegermeister mit vorgeprochen hatte, konnte mit gutem Gewissen behaupten, daß das schwarze Gewerbe in einer Stadt wie Leipzig sicher seinen Mann nähren müsse, denn sie habe ganz genau gesehen, daß der Meister jeden Abend zweierlei Wurst auf dem Tische habe. Auf diese schwarze Verwandtschaft kam das Ridel in der Osterzeit zu sprechen.

„Bei dane hot's kaa Rut,“ sagte sie, „die assen alle Ohmd zwäerlä Wurscht. Waar'ich ämol suweit gebracht hätt!“

In diesem Augenblick fuhr Hermann, einer plötzlichen Erleuchtung folgend, auf und rief: „Wißt ihr was? Ich waa: Feueressensehrer! Iech mach nooch Leipzig!“ Eine Sekunde war tiefe Stille. Dann sagte der Vater: „Gieh nár, wie kaste dö denken, doß mer dich nunner nooch Leipzig lossen!“ Und auch die Mutter meinte ernst verweisend: „Dos giecht net; ich vergäng doch vir Elend, wenn du esu weit fort wärscht von drham! 's ward sich ichu do rüm ewos finden.“ Aber Hermann war nicht abzubringen. Möglich daß der sichere Verdienst mit zweierlei Wurst im Hintergrunde lockte, möglich auch, daß die Großstadt mit ihren Wundern den plötzlichen Entschluß gezeitigt hatte — genug, Hermann hatte es sich in den Kopf aefekt: Er wollte Feueressensehrer werden. Der bedeutungsvolle Entschluß brachte aber noch jemand andere in Aufregung, das war Edwin, Hermanns jüngerer Bruder.

„Wenn du nooch Leipzig machst, raaf' iech aah miel“, sagt der Kleine entschieden.

Dieser Ausspruch bewirkte nur ein mitleidiges Lächeln. Der für sein Alter kleine Junge hatte noch zwei Jahre die Schulbank

zu drücken; so brauchte sein kühner Entschluß nicht ernst genommen zu werden. Für Hermann aber stand der Plan fest; und wenn auch dem guten Ridel der Schürzenzipfel von selbst fast in die Hände sprang, sobald die Rede auf Leipzig kam, so ließ sich doch an der Sache nichts ändern. Also setzte sich der Ferdinand eines Sonntags, so um Fastnacht herum, hin und schrieb einen schönen und ausführlichen Brief an den Better in Leipzig, und erzählte, daß der Hermann, der, so Gott will, künftige Ostern aus der Schule komme, gern ein Feueressensehrer werden wolle, und daß er bei niemand anders in die Lehre treten möchte, als beim Herrn Better drunten in Leipzig. Wie der Herr Better darüber denke, und ob er den Jungen zu sich nehmen wolle? Der Hermann sei gesund auf der Brust, und, was die Hauptsache bei einem Feueressensehrer sei, er könne sehr gut auf die Bäume klettern, und wenn er oben sei, da habe er gar keinen Schwindel. Denn es sei schon meintage so gewesen, daß Schieferdecker und Feueressensehrer nicht törrlig (schwindlig) werden dürften. Das war der Inhalt des Briefes. Von der zweierlei Wurst stand nichts drin. Die Briefmarke legte Ferdinand innen hinein. Auf den Umschlag klebte er keine, weil er mit vielen anderen glaubte, daß der Brief sicherer befördert würde, wenn er nicht frei gemacht sei. Es dauerte nicht lange, da kam die Antwort von Leipzig: Hermann solle kommen; je eher, je besser. Da fiel dem Ridel das Herz vor die Füße, und sie ging den ganzen Tag mit verweinten Augen umher. Als der Ferdinand abends nach Hause kam, merkte er gleich, daß etwas Besonderes vorgefallen war. Er sah die geröteten Augen seiner Frau, und auch die Kinder waren an-

ders als sonst. „Wos hot's dä?“ fragte er. „Do, laaf nár!“ erwiderte die Mutter, während sie ihm den Brief hinschob. Ferdinand setzte sich an den Tisch, hängte die Solaröllampe an einen längeren Draht und las mit lauter Stimme, was der Herr Better aus Leipzig schrieb. Es war nicht viel, aber das wenige genügte: Hermann war als Lehrling willkommen; zu Ostern solle er antreten. Folgten noch einige Angaben über den Reifweg und über das Lehrverhältnis und „viele Grüße von allen an alle“. So war also der Würfel gefallen. Es gab kein Zurück. Aber wie sollte Hermann hinunter nach Leipzig kommen. Von selbst lenkten sich die Blicke der bekümmerten Eltern auf die Borten-Hanne, die ja regelmäßig zur Ostermesse nach Leipzig reiste. Und die gute Frau war auch gern bereit, den Knaben mitzunehmen und bei seinem zukünftigen Lehrherrn abzuliefern. Die letzten Wochen vor Ostern waren für das Ridel eine arbeitsreiche Zeit. Als gewissenhafte Mutter hatte sie sich's in den Kopf gesetzt, ihren Hermann so „alkerat“ wie möglich aus den Händen zu geben. Die Leipziger sollten nicht saagen, daß das Ridel ihre Sache nicht in Ordnung hätte. So sah sie denn tagelang am Fenster und nähte, und die Alma wachte die Zwirnfäden und „fädette die Nadeln ein“. Ein Stück entstand nach dem andern, und alles doppelt: Zwei Hemden, zwei Schnupftüchle, zwei Fürhemse und zwei Paar Fußstappen. Bloß der Waschlack war nur einmal vorhanden. Der Tag des Abschieds kam heran. Das Federbett, das Hermann mit in die Lehre brin-



„Der Lausub“. Von H. Kocher. Sch.u.Sch./M.

gen mußte und das nach beendeter Lehrzeit dem Meister verbleiben sollte, wurde in einen Sack gesteckt. Auch der „Alletogshzug“, die Wäsche, ein Paar Holzpantoffel, und oben drauf das Gesangbuch fanden in dem weiten Behälter noch Platz. Am Donnerstag nach Klein-Ostern, früh beizeiten, sollte die Reise fortgehen. Von Schwarzenberg aus wollte man mit dem Botenfuhrmann bis nach Werdau fahren und dann die Eisenbahn benutzen. Die Mutter ließ es sich nicht nehmen, das Hab und Gut ihres Sohnes bis nach Schwarzenberg im Korb zu tragen. „Halt sei aus, Hermann, un mach mer laa Schand!“ Das war alles, was der Ferdinand seinem

Sohne an Lebensweisheit mit auf den Weg gegeben hatte. Aber es war genug. — So war nun der kleine Tellerhäuser Junge in der großen Stadt Leipzig und sah das Gewirr von Straßen und die vielen, vielen Häuser, u. fragte sich bang: Wie wirst du dich hier zurechtfinden? Aber das ging schneller, als Hermann selbst gedacht hatte. Das Gebiet, das der Meister Lang mit seinen Gesellen zu bearbeiten hatte, war nicht groß, außerdem war Hermann auf seinen Gängen selten allein. An die Art der neuen Arbeit freilich konnte sich der frischgebackene Schornsteinfeger nur schwer gewöhnen. Leicht erklärlich! Wer vierzehn Jahre lang die Luft auf den Bergen geatmet hat, den sticht der Qualm über den Essentöpfen in Hals und Lunge, und wenn auch der Wind da oben in schwindelnder Höhe alle die schwarzen Rauchfahnen zerriß, so blieb doch noch soviel übrig, daß eine rechtschaffene Tellerhäuser Lunge daran ersticken konnte. Aber das mochte noch sein, selbst daß die zweierlei Wurst sich noch immer nicht einstellen wollte, war dem unvernünftigen Knaben nicht das Schlimmste

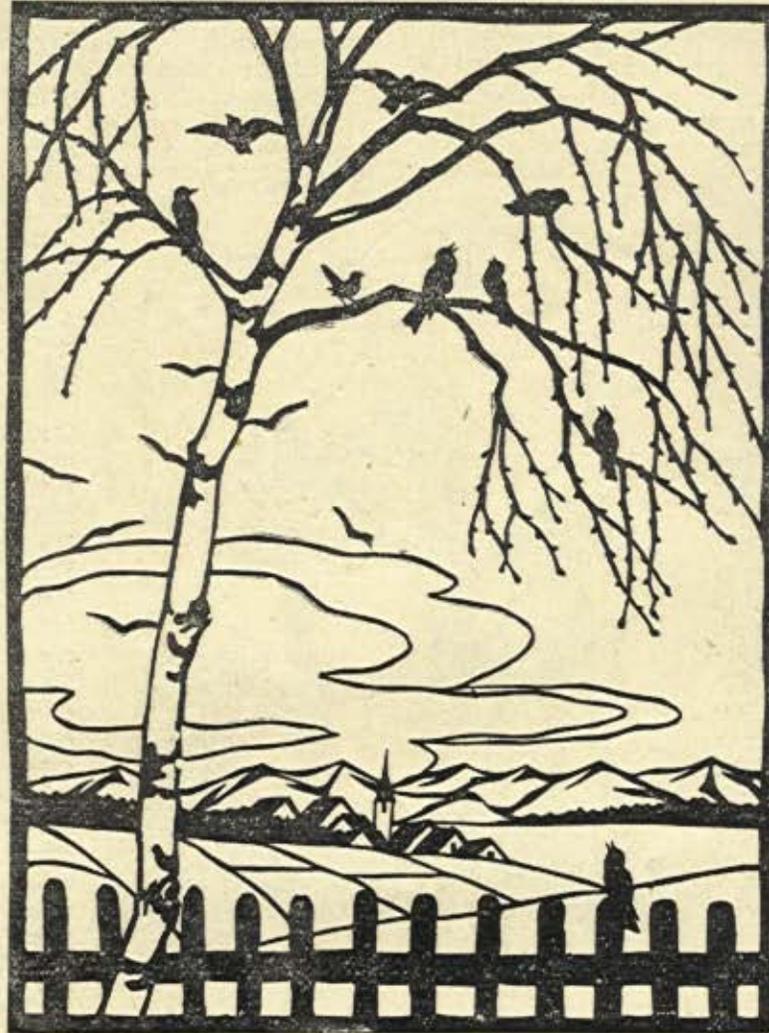
— wenn nur das Heimweh nicht gewesen wäre! Alle Abende, wenn er in seinem Bette lag, erwachte das Bild der Heimat vor seinem Auge. Ja, gerade das Bett war es, das die schweren und doch so lieben Gedanken eigenhändig gestopft; den Ueberzug hatte sie Stich für Stich genäht; und wenn nun Hermann die weiche Last fühlte, dann war es, als säße seine Mutter neben ihm und spräche: „Halt aus Gung, un mach' uns laa Schand!“ Und dann fuhr er mild mit der Hand über das weiche Bett und streichelte es und zog es schließlich über den Kopf, damit der Schläfer im Nachbarbett nicht merken sollte, wie der Sohn der Berge seinen Schmerz nicht mehr zu meistern vermochte! Und wenn der Knabe dann ruhiger geworden war, dann sah er sie alle daheim; den Vater, wie er am Tische saß und die Art schärfte; Mutter und Schwester am Klöppelsack, wie sie im Lichtkreis der Kugelflaschen die zierlichen „Borten“ fertigten; den Bruder Edwin, wie er mit scharfgepißtem Stift die Schiefertafel mit allerhand Wörtern beschrieb. Ob sie wohl einmal an den Hermann drunten in Leipzig denken? Und von dem friedlichen Abendbild sprang der ruhelose Geist in den hellen Sonnenschein hinein: Bald werden sie Heu machen und die schweren, duftenden Bür-

den auf den Boden tragen. Dann kommt das Korn an die Reihe, zuletzt endlich die Kartoffeln. Rauchschwaden werden über die Felder ziehen, die Hirten werden wieder ihre Lieder von den Bergen singen — ach, wer doch daheim sein könnte! So spannen sich Abend für Abend heimliche Fäden vom Gebirge herab in die Niederung zum jungen Schornsteinfeger, bis der Schlafgott die Schere hernahm und die Fäden, einen nach dem andern, zerschchnitt.

Eines Tages sagte Hermann zu seinem Meister: „Maaster, könnt' net mei Bruder Edwin mit ro ze eich komme?“ „Was soll denn der bei uns?“

„Daar will aah Feiereffenlehrer war'n!“ Der Meister lachte. Aber die Frage des Knaben gab ihm doch zu denken. An Schornsteinfegerlehrlingen war immer Mangel, denn kein Vater wollte gern seinen Sohn der schwarzen Kunst zuführen. Nun war Herr Lang mit Hermann sehr zufrieden; der Gedanke auch den jüngeren Gebirgler für den Beruf vorzubereiten, war durchaus nicht der schlechteste. „Nun, wie hast du dir denn die Sache mit deinem Bruder gedacht?“ fragte der Meister. Hermann war rasch mit seiner Antwort da, zeigte ihm doch die Frage des Meisters, daß der Vorschlag nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen war. „Ich denk halt esu,“ sagte Hermann, „mr lossen menn Edwin rokomme, un do gieht er do hunten in dr Schuf; un wenn er nisch zu tu hot, gieht 'r miet fehr'n.“ Herr Lang beriet die Angelegenheit mit seiner Frau, und schließlich einigten sie sich dahin, daß es das Beste wäre, den kleinen Edwin zunächst einmal auf ein paar Tage oder Wochen als Besuch herunterzunehmen. Hatte er Lust und Fähigkeit zum Schornsteinfegerberuf,

so konnte man ja weiter sehen. Niemand war froher als Hermann. Noch an demselben Abend „setzte er einen langen Brief zusammen“ und schilderte Leipzig so verlockend — von der Wurst schwieg er —, daß es mit Kräutern zugehen mußte, wenn Edwin nicht sofort sein Reisebündel schnürte. Und Hermann hatte sich nicht getäuscht: Als die Glocken von den alten Türmen der Stadt die Herbstmesse einläuteten, betrat Edwin an der Hand der wackleren Boten-hanne den Boden Leipzigs. Die Freude des Wiedersehens war bei den Brüdern groß, wenn auch die Begrüßung nicht allzu stürmisch ausfiel. Denn Hermann war noch in voller Uniform und geziert mit dem bekannten ausgiebigen beruflichen Schmuck. Nachdem sich aber der junge Schornsteinfeger gereinigt und umgekleidet hatte, nahm er seinen Bruder bei der Hand und führte ihn in die „gute Stube“. So nannten die Lehrlinge des Meisters ihre Schlafstätte. Die beiden Knaben kletterten eine Treppe nach der andern hinauf bis auf den Bodenraum. Hinter einem Lattenverschlag befand sich hier die Schlafstelle Hermanns und seines „Lehrkollegen“. Ein kleines Dachfensterchen, nur so groß, daß man gerade den Kopf durchstecken konnte, führte einen fortgesetzten Kampf gegen die neugierigen Sonnenstrahlen, die



„Frühlings-Konzert“. Von H. Kocher.

Sch. u. Sch. / W.

sich abmühten, hereinzukommen und die Lehrlingsklausur zu durchstößern. Aber das Fensterlein mit seinen trüben Scheiben blieb Sieger. Hier oben, zwischen den Lagerstätten der Lehrlinge, wurde für Edwin eine Schlafstelle hergerichtet. Da Hermann am Sonntag keinen „Außendienst“ hatte, so konnte er seinen Bruder auf ein Paar Stunden in der Stadt umherführen. Er zeigte ihm gewissenhaft alle Häuser, deren Essen er schon gekostet hatte, auch die, die in der kommenden Woche „dran“ waren. Dann erklärte er den Unterschied zwischen einer russischen und einer deutschen Esse. Edwin aber hörte nur mit halbem Ohre hin. Seine ganze Aufmerksamkeit nahmen die großen Läden, unter ihnen besonders die Fleischerläden, in Anspruch. „O Hermann, sah nár emol die großen Wurststücken ah!“ rief er einmal über das andere aus. Dann blieben die beiden Gebirgskinder vor dem Schaufenster stehen und betrachteten mit fehnlichen Blicken die Herrlichkeiten, die da hingen und lagen, und die mit ihren leuchtenden Speckaugen zu locken schienen: „Nu, laaf mich doch — wenn de Pfeng hast!“ Aber, aber! Am Montag begleitete Edwin den Bruder auf seinem Arbeitsweg. Alle Stockwerke, Treppen und Leitern hinauf folgte er ihm, bis an die Dachluke, durch die der Schornsteinfeger seinen Weg hinaus aufs Dach nimmt. Edwin steckte seinen Kopf hinaus ins Freie, aber aufs Dach selbst durfte er nicht. So ging es den ganzen Tag bis zum Feierabend. Dann kam die große Wäsche und endlich der Glanzpunkt des Tages, die Hauptmahlzeit, bei der ein Topf Kaffee den besänftigenden Abschluß bildete. Eine Woche war vergangen. Zahllos waren die Eindrücke, die die Seele des kleinen Gebirgsjungen aufgenommen hatte, und noch war sie nicht übersättigt. Aber es schien doch, als ob Edwin gegen das Ende der Woche hin nur noch mit halbem Ohr und Auge die Lebensäußerungen der Großstadt erfaßte. Mehr als einmal bemerkte Hermann, wie sein Bruder alles ringsum vergaß und offenbar mit den Gedanken droben in den Bergen weilte, auf sonnigen Wiesen oder in Schattenden endloser Wälder. Und als die beiden Knaben am Sonnabend sich zur Ruhe gelegt hatten, da sprach der Kleine nicht von den Erlebnissen der Woche, sondern nur von zu Hause, von Vater und Mutter und Geschwistern, von den Schulkameraden, von den Forellen im Bach und den Steinpilzen im Walde. Auf einmal rief er laut: „Hermann, morgn raaf' iech aham!“ „Ja,“ erwiderte der Aeltere erschrocken, „dos gieht net! Du hast doch kaane Pfeng — wie willst du dá mit dr Bah fort kommen?“ „Jech laaf!“ „Du jeechst (säht) esu aus! Bis nooch Tellerheifer laafen! Du wäht doch aah ne Waag gar net!“ „Dan sind' iech schu. Erskt freg ich de Leit, wu's hie nooch Altenburg gieht, dernooch off Zwide un off Schwarzenberg, un nocher wäht iech ne Wag allaa.“ „Gieh nár, do ward nicht draus. Du bläbbst do in Leipzig.“ „Hermann, do huntent bleib' iech net, do tät mir'sch zu ant (bange).“ Sie sprachen noch lange, aber je mehr der Aeltere dem Jüngern das Vorhaben auszureden bemüht war, desto fester wurde dieser in seinem Entschlusse. Er wollte fort. Als Edwin schon lange schlief, lag Hermann noch immer wach auf harter Stätte und wälzte die mannigfachen Gedanken in seiner Seele durcheinander. Die Worte des Bruders hatten sein einfaches Kindergemüt in gewaltige Erregung versetzt, und zum erstenmal in seinem Leben kam es ihm, wenn auch unklar, ins Bewußtsein, welch einen Schatz die Liebe eines Bruders darstellt. Sollte er wirklich von morgen an wieder allein in der Fremde sein? Der Kleine hatte einen zähen Kopf: was er sich vorgenommen, das pflegte er auch durchzusetzen. Was war zu tun? Vielleicht war es das beste, man versteckte dem Ausreißer den Sonntagsanzug — doch nein, das dauerte Hermann. Sollte er dem Meister von Edwins Absichten erzählen? Das war wohl das richtige. Gleich morgen früh, sobald der Tag anbricht, wird Hermann den Meisterleuten alles hinterbringen. Die werden schon Edwin zu halten wissen. — — —

„Hermann!“ Nur leise war es gerufen, aber der Knabe fuhr schnell in die Höhe. „Edwin? Bos gib's dá?“ „Jech wollt' dir nár noch de Hand emol drücken!“ Angezogen zum Fortgehen stand Edwin vor dem Lager des Bruders. „Jech loß diech net fort!“ sagte Hermann halblaut, und dabei umschlang er den Bruder mit ungewohnter Wärme. „Gieh miet!“ flüsterte Edwin. „Ha, wos denkst du dá? War soll dá meine Feiereffen fehr'n?“ „Die war'n schu miet raaf! Mach, zieh diech ah, gieh miet!“ Noch einen Augenblick kämpften Pflichtgefühl und Heimatsehnsucht miteinander. Dann sprang der Knabe empor und sagte kurz: „Jech mach miet fort!“ In wenigen Minuten hatte er sich in den Sonntagsanzug geworfen, rasch waren die Alltagskleider des Jüngeren in ein Bündel gebunden, und dann schlüpfte die beiden Flüchtlinge in Strümpfen die Treppe hinab. Erst im

Hausflur zogen sie die Stiefel an. Schon waren sie draußen auf der Straße. Aber welcher Weg führte hinauf ins Gebirge? Ein Milchfuhrmann zeigte ihnen die Altenburger Straße, und nun wanderten sie in den kühlen Herbstmorgen hinein. Mit der Sorglosigkeit und Sicherheit der Jugend, die einen Fehlschlag nicht in Rechnung zieht, hatten sie die Reise angetreten, mit einem Barvermögen von dreißig Pfennigen, die Hermann erst kürzlich von einem Fleischermeister als Lohn für die Reinigung einer Räucherlampe erhalten hatte. Dreißig Pfennige! Und dabei hatten die Knaben einen Weg von 130 Km. vor sich! Für das Geld kauften sie beim ersten Bäcker ein Brot. Das mußte bis Tellerhäuser langen. Die Dorfbrunnen hatten das nötige Getränk zu liefern. Den ganzen Tag wanderten die Knaben auf der breiten Straße dahin. Nur selten gönnten sie sich eine kurze Rast am Wegrand, erst als die hereinbrechende Nacht ein Weitergehen verhinderte, dachten sie an eine längere Ruhe. Sie verkrochen sich in einen Strohfleim, kauerten sich eng aneinander und verbrachten so in unruhigem Schlaf die lange, kalte Nacht. Mit dem ersten Lichtschimmer im Osten waren sie wieder auf den Beinen. Die zweite Nacht verbrachten sie auf Stroh in einer Scheune. Als sie sich zum dritten Tagesmarsch erhoben, da schienen ihre Beine den Dienst versagen zu wollen. Erst nach und nach wurden die schmerzenden Glieder gelenkig. Aber die geschwollenen Füße brachten sie nicht in die Stiefel. So wurde barfuß gewandert. Die Sonne hatte sich schon bedenklich dem Waldsaum im fernen Westen genähert, als das Schloß von Schwarzenberg aus den Talnebeln vor den Brüdern auftauchte. Nun hatten sie noch etwa vier Stunden zu gehen. Ohne Aufenthalt eilten sie weiter, immer bergauf, ihrem Dörflein zu. Freilich, ein rechtes Gehen war es nicht mehr, nur noch ein mühsames Hinken auf Wunden und geschwollenen Füßen, und nur die Freude, den Lieben in der Heimat ganz nahe zu sein, und die Angst, vielleicht noch eine dritte Nacht fern von Hause zu bringen zu müssen, gaben den Knaben Kraft, auch das letzte Wegstück zu überwinden. Es mochte gegen 8 Uhr sein, als sie die Lichter von Tellerhäuser sahen. Wie klopfte ihnen das Herz, als sie das väterliche Häuschen vor sich hatten. Jetzt standen sie davor — doch, was ist das? Warum stürmen die müden Wanderer nicht hinein und werfen sich den Eltern in die Arme? — Hier, an der Schwelle des Elternhauses, erwacht in beiden plötzlich das Gefühl, daß sie unrecht getan haben, daß sie bei Nacht und Nebel geflüchtet sind. Hermann besonders weiß: Er hat nicht ausgehalten, er hat dem Vater Schande gemacht. So setzen sie sich auf die Steinschwelle und ahnen nicht, daß drinnen ein Elternpaar sitzt, das sich keine andere Freude herbeisehnt, als die Wiederkehr der fernen Kinder. Und während Vater, Mutter und Tochter am Tisch sitzen und ihr einfaches Abendbrot zu sich nehmen, da klingt es von draußen leise und klagend herein: „Mutter!“ Die Gerufene läßt den Löffel fallen. „Bos war dá dos? Hatt ihr nicht gehört?“ fragt sie in Erregung. „Bos dá?“ klingt es vom Mund der übrigen. „'s hot jemand 'Mutter' geschriert'n!“ „Ja, dos bildst du dir nár ei“, sagt Ferdinand, „hast halt wieder an deine Guna gedacht!“ „I naa, iech ho's deitlich gehört, 's hot jemand 'Mutter' gerufft; söllt epper menn Rinnern ewos passiert sei?“ „Mach dir kaane ariling Gedanken“, sagt Ferdinand. Er ist weiter, aber doch nicht mit der Sicherheit und Ruhe wie zuvor. Da klingt es wieder wie aus weiter Ferne, zaghaft und hilfeheischend: „Mutter!“ Nun haben sie alle den Ruf gehört. Im Nu ist der Vater vom Tische auf und hinaus — auf der Schwelle stößt er an seine Kinder. Einen Augenblick ist er starr, dann reißt er sie in die Höhe und ruft: „Inu, ihr Ugelücker!“ „Zant sei net, Vater, iech konnt's allaa drunten nimmer aushalten“. Das ist alles, was Hermann zu sagen hat. Nun aber sah das Berghäusel eine Freude, wie sie nur selten in die Waldhütten einzukehren pflegt; und nicht nur Freude, auch Trauer, Lachen und Weinen, Neuzerungen mütterlichen Stolzes und tiefsten Mitleides — alles wirbelte durcheinander. Spät erst merkte man, daß man der Nachtruhe schon ein gehöriges Stück abgewartet hatte. Also schnell ins Bett. Nötig hatten's alle, am nötigsten die jungen Wandervögel.

So war nun die Familie glücklich wieder vereinigt. Sie blieb auch noch laane Jahre beisammen, bis eines Tages der liebe Herrgott für seine himmlischen Reviere einen besonders tüchtigen und zuverlässigen Waldarbeiter brauchte. Da holte er sich den Bergferdinand. Edwin u. Hermann aber wurden Vaters Nachfolger: sie aingen in den Wald. Das geschäftige Radel aber blieb zurück, weil es noch Enkelkinder groß zu ziehen hatte. Erst als diese auf eigenen Füßen standen, trat sie die letzte große Reise an.



## Bilder aus aller Welt

### Vom neuen Fridericus-Film

Nebenstehendes Bild zeigt Otto Gebühr als Friedrich der Große in dem neuen Fridericus-Film, der in Berlin zugunsten des Winterhilfswerkes seine Uraufführung erlebte. (Syndikat-Film, R.)

### Deutsches Reiterführerabzeichen

In Anerkennung der Bedeutung der vormilitärischen Reit- u. Fahr-ausbildung innerhalb des Nationalsozialistischen Reiterkorps (NSRK.) hat der Führer und Reichskanzler durch Verfügung vom 23. 2. 1937 das „Deutsche Reiterführer-Abzeichen“ gestiftet. Die Ausgabe erfolgt auf der Reichsreiterführerschule Berlin nach den vom Führer genehmigten Bestimmungen. (Weltbild, M.)



### Rotspanien unter dem Sowjetstern

Nebenstehendes Bild links zeigt, wie unverhohlen die Söldner der roten spanischen Machthaber den Sowjetstern an den Mützen tragen. (Weltbild, R.)

(Weltbild, R.)



### Die letzte Rettung —

„der Ritter von der traurigen Gestalt . . .“

Die Bolschewisten in Spanien rüsten zum Straßenkampf in Madrid. Selbst das mit Sandsäcken gepanzerte Standbild für Don Quichote und Sancho Panza muß ihnen als Schutz dienen. (Siehe nebenstehendes Bild rechts.) (Associated Press, R.)

(Associated Press, R.)

# Ann-Christin liebt nur einmal / Roman von Susi Teubner

(6. Fortsetzung.)

Harry hatte das oft genug zu hören bekommen, einmal bei sich und zmal bei anderen Freunden und Bekannten, die sie gemeinsam getroffen hatten. Er stellte also innerlich mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit fest — denn welcher Mann hätte nicht Abschiedsszenen —, daß Carlos Rache ziemlich milde ausgefallen war. Ein „bestellt und nicht abgeholt“ konnte man mit der Aussicht, eine Ann-Christin als Freundin einzutauschen, in Kauf nehmen.

Er wandte also erleichtert seinen Schritt und prallte mit einem kleinen Mädchel zusammen, einem blühsauberen jungen Ding, billig, aber nett angezogen, eine Bastenmütze auf dunkelblondem Wuschelkopf, braune Kulleraugen und einem Kork am Arm mit kleinen Frühlingsblumensträußchen.

„Du bist ja ein herziges Ding. Den Frühling am Arm und selbst noch ein kleines Menschenkind im Frühlingstadium. Da sagt man gern: Entschuldige, mein kleines Fräulein, daß ich Dich angestoßen habe. Hab ich Dir wehgetan und wie kann ich es wieder gut machen?“

Das 15-, 16jährige Mädchel war zuerst etwas verlegen, aber der Herr war doch so freundlich und da sagte sie dann ganz schnell. „Wenn sie mir wohl ein Sträußle abkaufen möge?“

„Na, Du bist wohl nicht von hier. Vielleicht gar aus meiner Heimat. Aus unserm guten Wüschteberg. Aber schau, das ist halt nett“, fuhr er fort, als sie eifrig nickte, „das müsse wir zusammen feiern. Ich hab in diesem bösen Berlin ganz auf unsere Mundart vergesse. Das mußst mir wieder beibringe. Und ich werd Sorge, daß Du's hier net verlernst!“

Er nahm die Kleine einfach am Arm und zog die etwas Widerstrebende gleich mit. Allzu sehr widerstrebte sie allerdings gar nicht, sie ging einfach mit diesem freundlichen Herrn aus der Heimat mit, stand bald darauf mit ihm in einem Laden, einem so schönen Laden mit lederen Dingen, wie sie noch nie darin gestanden, höchstens sehnsüchtig davor und wenn sie nicht schon so groß gewesen, bestimmt mit einem an der Scheibe plattgedrückten Näschen. Wie in der Geschichte vom „Tischlein deck dich“ kam es ihr vor. Sie bekam zu ihrem Blumenkorb ein

Riesenpaket in den Arm gedrückt und stand bald darauf in der kleinen Junggesellenwohnung von Dr. Karthefius.

So etwas hatte sie noch nie gesehen. Von einem kleinen Korridor kam man in ein ganz dunkles Zimmer, denn es hing ein schwerer, blauer Vorhang offenbar vor einem kleinen Balkon. Ein Fenster gab es gar nicht. Rechts war eine etwas erhöhte Bettfläche mit demselben blauen Vorhang. Rechts war auch noch eine andere Tür. Wohin sie führte, wußte das Mädchel nicht. Sie überlegte es auch nicht weiter. Sie hatte genug in diesem Zimmer zu staunen. Man ging immerzu ganz weich und lautlos auf einem blauen Teppich, der das ganze Zimmer ausfüllte. Die Wände waren mit einer weichen, glänzenden Seide bespannt. So von der Welt abgeschlossen wirkte alles. Mitten drin stand ein glänzender, großer Schreibtisch und ein Stuhl davor und sonst waren noch Hocker da und noch ein kleiner, runder Tisch. Das war alles aus Stahl. Ganz merkwürdig!

Das Mädchel, das Dorle, schüttelte den Kopf. Und weil sie dann auch freundlich sein wollte, klatschte sie in die Hände vor Freude und sagte: „Sie habe es aber halt fein hier.“

„Hör mal, ich heiße Hans und Du sagst auch Du zu mir.“

„Das mog i net.“

„So, na dann hilf mir aber mal wenigstens. Ich hab' nämlich Hunger und Du, Du armes Mädli, hast denn Du schon was Ordentliches gegessen?“

„O ja, heut mittag, bevor i ging, hat mir die Großmutter Spätzle gemacht. Aber was isch denn das?“

„Krebschwänzchen in Mayonnaise.“

„Und das?“

„Russische Eier.“

„Un's das — das ischt ei Forell, net?“

„Ja Mädli hast recht.“

Klinglinglingling — schnurrte die Klingel. Harry-Hans sah unwillig auf. Auf seiner Stirn erschienen zwei starke Quersalten. Bevor er etwas äußern konnte, war das Dorle herausgeschlüpft, die Tür blieb hinter ihr offen. Er sah, wie Dorle die Wohnungstür öffnete und draußen stand Carla.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung von Seite 2)

Sah off'n Karl zu un fiel ne mit'n Ausruf „Karl!“ üm ne Hals. Während de Christel en Quiekerts tat, wußt dr Karl garnet wie ne geschah un machet allerhand Befreiungsvorschüß, odr dr Anton ließ net lus un ruffet: „Kennst du mich noch, Karl?“ — „Lah diech nár erst emol agudn?“ saht dar wieder, un erst ize gob dar Fremde ne Karl frei. Von ubn bis unten hot dr Riemer-Karl dan fremden Maa ageblinzelt un saht nooch nr Weile: „Bist du epper dr Kaller-Anton?“ — „Jawohl, Karl, der bin ich!“ — „Woos — net möglich! Wu brängt's dá diech hargeschneit?“ — „Weit, weit, mein lieber Karl! Aber zunächst eine Frage: Bist du mir noch böse?“ — „Gemahr, iewar dir meitog net bie?; dos konnt jeden annern a passiern!“ — „Also, Ende gut, alles gut, Karl! Ich bin gekommen, um meine Schuld zu fñhnen, die ich damals im jugendlichen Leichtsinne ungewollt dir zugefügt habe. Wie's kam, kann ich mich heute nicht mehr ganz genau erinnern, aber ich weiß, daß wir bei euch im Garten nach Sperlingen schossen, die sich auf dem Vogelbeerbaum breit machten. Stimmt's, Karl?“ — „'s is doch vorbei, Anton, mach kann Maarrattich un seh diech nieder!“ — „Gemach, aber ich bin in deiner Schuld, mit dem verhängnisvollen Schuß hast du die Sehraft des linken Auges eingebüßt, und hier — dodrbei leget dr Anton en grußn Galdschein off'n Tisch — soll dir zunächst etwas geholfen sein und über die Zukunft unterhalten wir uns noch.“ De Christel machet en lange Hals übern Tisch un konnt sich net erinnern, daß se schie emol in ihrn Labn en

settn Galdschei gefahe hätt. Ah dr Karl machet grüße Sperrenzn un wollt de D'finding net a'namme, ober dr Anton nahms net zerück un war fruh, daß ar dos Päch von domols noch bei Labzeiten gutmachen konnt.

Wu mußt sich dr zerückgekehrte Schulkamerad ausziehe un heislich niederlassen. De Christel stecket de Schuh na un hulet sig noch ene kalte „Warme“ un dann hobn se ze Dritt Ohmdbrot gemacht. Do nu dr Anton käne Verwandtn meh hatt, off die ar hätt zulaafen könne, durst 'r dan Ohmd nimmer fort un mußt ben Karl übernachten. 's war weit über Mitternacht, wie dr Anton un Karl mit'n Nachtlampel zur Kammer aufstiegn, während de Christel offn Kannepee ihr Nachtlager aufschlug, dá dr Zerückgekehrte hot sen Gastleim sen'n ganzn Labnslauf drzöhlt un seine Zukunftsplan' zun Besten gabn.

Wie am Palmsonntag de Bloch ihrn eherner Klang übers Stadtclerkünden taten, schrittn zwä Schulkameraden nooch fufzig Bahrn wieder gemeinsam zun Altar des Herrn un e usichtbares Wand schlang sich von Herz zu Herz.

\* \* \*

Ne Harbist drauf war im Kaller-Anton sen Hamitsort e ruher Fasttag. Off dr Ratsseit war e groß Gebäud' erstanden, dos, — wie dr Bägermäster in seiner Weihered saht — ne Stiftung eines lieben Ortsfindes war un all dan Leitn, die nooch gahrelanger harter Arbeit in de Fabrik en sonnign Labnsoldm ordientn, e Ruheplagel bis ans Labnsend gabn sollt un dan Name „Anton-Keller-Heim“ trogn tät.

## Bilder aus aller Welt

### Im Straubinger Donaubecken

Das unablässige Ansteigen der Donau und ihrer Nebenflüsse hatte das ganze Straubinger Donaubecken in einen einzigen See verwandelt, der etwa eine Ausdehnung von 30 Km. Länge besitzt. Unser nebenstehendes Bild wurde in der Nähe der Stadt Straubing aufgenommen.

(Atlantic, K.)



### An der spanischen Südfront

Ein Kreuzer der nationalen Regierung bombardiert Ojen. Von Land aus gibt ein Artillerie-Beobachter durch Blinksignale die Ergebnisse an den Kreuzer.

(Pressephoto, K.)



### Schulungen entrümpeln ein Dorf

Der Gau Kurmark der NSDAP. führt augenblicklich im Rahmen der allgemeinen Altmaterialiensammlung eine Sonderaktion zur Erfassung des Alteisens auf dem Lande durch. Es ist festgestellt worden, daß von dem auf den Dörfern verwendeten Eisen etwa 40 Prozent verlorengehen. In den Städten ist der Prozentsatz jedoch erheblich geringer. Die Sammelaktionen haben bisher einen großen Erfolg gehabt.

(Donath, K.)

### Für gute Schießleistung bei der Artillerie

Für die Artillerie sind jetzt im deutschen Heer Schießschnüre eingeführt worden. Unser Bild nebenstehend links zeigt die der 12. (der höchsten) Stufe: Eine silberne Schnur mit einem goldenen Ring und eine Plakette sowie drei kleinen Granaten, die ebenfalls in goldener Farbe gehalten sind.

(Scherl Bilderdienst, K.)

